

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 166 Bydgoszcz, 23. Juli Bromberg 1939

Wochenend auf Schloß Denbeck.

Eine heitere Begebenheit von Julian Street.

In einem weißen Gasthof, der sich zäh an einen Berghang in den bayerischen Bergen klammerte, begegneten wir den Denbecks zum erstenmal. Sie saßen — ein unverkennbar britisches Paar, außer darin, daß sie einer Bekanntschaft mit anderen Gästen nicht abgeneigt schienen — an unserem Nebentisch. Am zweiten Tag begrüßten sie uns mit einem freundlichen „Guten Morgen!", und am selben Abend, als Betty und ich Kaffee trinkend auf der Terrasse saßen, bot mir Herr Denbeck seine Zigarrentasche an.

Ich nahm mir eine Zigarre und Betty bat Frau Denbeck, ihr doch ihre Häkelarbeit zu zeigen. So wurden wir bekannt.

Sie waren ein langaufgeschossenes, hageres Ehepaar, das — da menschliche Wesen oft an Tiere erinnern — den Gedanken an hochbeinige irische Setter wachrief. Ihre Kleidung war unabänderlich schwarz; Frau Denbeck trug einen kurzen Sergerock, der auf zu Hause vorgenommene Amputation hindeutete, und ihr Gatte den steifen Umlegkragen und Kammgarnrock, welche den Geistlichen verraten. Witterungsverhältnisse und Höhenlage machten keinen Unterschied. Selbst auf unseren Bergwanderungen war ihr Aufmachung stets die gleiche. Wenn das priesterliche Gewand in seiner natürlichen städtischen Umgebung etwas von einer mageren Geldbörse murmelt, so schreit es das zwischen Bergesgipfeln laut hinaus. daß sich die Denbecks in sehr bescheidenen Verhältnissen befanden, hielten wir für eine ausgemachte Sache und sie gefielen uns nur um so besser der Würde wegen, mit der sie ihre Lage hinnahmen.

So sehr wir Bayern und unsere neugewonnenen Freunde auch genossen, so konnten Betty und ich doch nicht übersehen, daß wir nie vorher im Ausland gewesen waren und vielleicht nie wieder hinkommen würden. Europa ist weit fort von Canal Dover in Ohio, USA. Wir hatten nur noch einen Monat vor uns und ein Monat ist nicht allzuviel Zeit, um das übrige Deutschland, Venedig, Florenz, Rom, die Schweiz und Holland zu besichtigen — außer man will wie ein gewöhnlicher Tourist herumsausen. Als der Tag des Abschieds kam, wurde unser Bedauern durch eine herzliche Einladung des Ehepaars Denbeck gemildert, sie in Eastherst, ihrem eine Bahnstunde von London entfernten Heim, zu besuchen. Da wir von England aus die Heimreise antreten wollten, nahmen wir mit Freuden an. Nicht nur, daß wir unsere Freunde gerne wiedersehen wollten, sondern es dünkte uns auch interessant, einen einfachen, kleinen englischen Haushalt aus eigener Erfahrung kennenzulernen.

In London angekommen, schrieben wir ihnen, um unsere Ankunft anzumelden, und erhielten früh am nächsten Morgen eine telegraphische Einladung, übers Wochenende zu ihnen zu kommen.

Der Samstagnachmittag fand uns in dem nach Eastherst fahrenden Zug. Ein Reisehandbuch, das wir am Bahnhof gekauft hatten, half uns, die kurze Fahrt genußreicher zu gestalten, indem wir die Schilderungen der Ortschaften, an denen wir vorüberkamen, lasen. Das Büchlein heißt „Das malerische Kent" und sein Verfasser ist Hochwürden Adelbert G. de P. Crocks, Dr. rer. nat., Mitglieder der Königlichen Astronomischen Gesellschaft, Ortspfarrer von Biddlington-on-Blye. Wir waren kaum bis zu Herrn Crock's Beschreibung der landschaftlichen Reize von Eastherst gekommen, als der Zug dort hielt und wir ausstiegen. Unsere beiden Handkoffer tragend und von Betty gefolgt, ging ich auf das Bahnhofsgebäude zu und fragte mich, ob ich wohl ein Taxi finden würde. Der einzige Mensch, der zu sehen war, war ein kleiner Mann in einer schmucken grauen Chauffeuruniform. Er kam herzugelaufen und legte die Hand an seine Mütze.

„Herr und Frau Wooley, bitte schön?"

Ich bejahte.

„Danke sehr", sagte er im Telegrammstil. „Koffer im Gepäckwagen?"

Koffer im Gepäckwagen? Ich muß meine Verblüffung verraten haben, denn Betty zwickte meinen Arm und murmelte: „die großen Koffer" — indes der Mann sagte: „Großes Gepäck?"

„Oh, natürlich, die großen Koffer!" sagte ich. „Nein, ich habe keine großen Koffer. Nur diese zwei da."

Er streifte mich wie erstaunt mit einem raschen Blick.

„Danke sehr, der Herr. Diesen Weg, wenn ich die Herrschaften bitten darf." Indem er unsere Handtaschen ergriff, ging er uns voran.

Wir stiegen hinter ihm her die Bahnhofstreppe hoch und fanden eine große rote Limousine auf uns warten. Der am Steuer sitzende Fahrer nahm, als wir näherkamen, ehrerbietig die Mütze ab, und ich — ein wenig verwirrt von so viel unerwarteter Großartigkeit — lüftete meinen Hut. Der kleine Mann, der uns am Bahnsteig erwartet hatte, machte uns den Wagenschlag auf, verstaute unsere Koffer in den Gepäckträger hinten und schwang sich dann neben den Fahrer auf den Sitz.

„Um Himmels willen!" rief Betty, als wir losfuhren. Ich dachte, sie wolle mir Vorwürfe machen, weil ich den Chauffeur mit abgezogenem Hut gegrüßt hatte; aber anscheinend hatte sie das gar nicht bemerkt, denn sie fuhr

fort: „Das kann doch nicht der Wagen der Denbecks sein, oder was meinst du?"

Ich hatte das Gleiche gedacht.

„Natürlich nicht. Er muß einem von Denbecks reichen Pfarrkindern gehören. Reiche Gemeindemitglieder sind manchmal sehr aufmerksam und nett ihrem Geistlichen gegenüber, weißt du?"

Wir glitten einen anmutigen, gewundenen Durchfahrtsweg entlang. Zur Rechten stand eine Reihe strohgedeckter Hütten, links eine hohe graue Steinmauer, hinter der eine Zeile schöner, alter Eichen stand, deren Äste über die Straße ragten.

Nachdem wir der Mauer eine Weile gefolgt waren, kamen wir bei einer Wegbiegung durch ein hohes, schmiedeeisernes Gitter an einem Pförtnerhäuschen vorbei, dessen Hüter grüßte, und fuhren einen Fahrweg entlang, der sich durch eine Allee alter Bäume wand.

Jetzt kamen wir zu einer breiten Rasenfläche. Im Vordergrund äste ein Rudel Damhirsche; in einiger Entfernung spielten Männer Kricket.

„Es scheint eine Art Park zu sein", sagte ich. „Sehen wir einmal in dem Reiseführer nach."

Wenn ich zu Betty sage: „Sehen wir einmal nach!", so meine ich immer: „Schau du einmal nach."

Sie zog den kleinen Reiseführer hervor und überflog rasch die Seiten.

„Richtig, hier ist es: Eastherst Park . . . Schloß Eastherst", und sie begann zu lesen:

„Das Schloß umgibt ein Hauch feudaler Pracht und einsamer Größe, die weder die Zeitstürme noch die vorwitzige Menschenhand haben vernichten können. Seine von der zarten Hand der Natur reichgetönten Mauern, die sich hinter prachtvollem Kletterefeu verbergen, seine herrlichen elisabethanischen Gartenanlagen, seine achtunggebietende Fassade, die in Stein gehauenen heraldischen Leoparden an jeder Giebelecke, sein —"

„Ah", sagte ich, „die Denbecks dachten vermutlich, es würde uns Freude machen, auf unserem Herweg hier durchzufahren."

„Ja, ich bin neugierig, ob wir das Schloß zu Gesicht bekommen."

„Wohnt jemand darin?" fragte ich und reckte meinen Hals auf der Suche nach den reich von der zarten Hand der Natur getönten Mauern, sah aber nur Bäume — denn wir hatten den Rasenplatz hinter uns gelassen, waren über eine Steinbrücke gefahren und glitten jetzt wieder durch dichte Waldung. Während dieser Weiterfahrt hatte Betty nicht aufgeblickt; sie las eifrig weiter.

„Da ist es!" rief ich plötzlich, als wir aus den Bäumen herauskamen.

Ohne auch nur einen flüchtigen Blick auf das prächtige Gebäude zu werfen, beugte sie sich zu mir herüber und deutete mit dem Finger auf eine Stelle im Buch.

„Schau!"

„Nein, schau du!" rief ich. „Zum Teufel mit dem Buch. Da ist ja das Schloß!"

„Jawohl!" rief Betty, immer noch auf dieselbe Stelle deutend, „und hier steht der Name der Leute, die darin wohnen!"

Etwas an ihrem Ton machte mich betroffen. Ich blickte hin . . .

„. . . Wohnsitz des achten und letzten Grafen von Vibart . . . von seiner Witwe bis zu deren Tode ohne Nachkommenschaft bewohnt . . . Titel erlosch . . . die Ländereien fielen an Lady Vibarts Nichte, Fräulein Prebyn, welche sich verheiratete mit . . ."

„Lies doch weiter!" rief Betty, die mich beobachtete.

„. . . welche sich verheiratete mit Hochwürden John Arthur Frederick Denbeck, dem zweiten Sohn des Right Honourable Sir Richard Denbeck, K. C. M. G., M. P. von Haus Denbeck, Stoke-Wetherington, Haversham, Herts."

Ich hatte den plötzlichen Drang, aus dem Wagen zu springen und davonzulaufen — ganz gleich, was aus meinem Gepäck würde. Aber da war Betty — ich konnte es nicht über mich bringen, sie im Stich zu lassen.

„Joseph!"

„Was?"

„Hast du deinen Smoking mit?"

„Ja! Hast du . . .?"

„Mein schwarzes Tüllkleid und meine . . ."

In diesem Augenblick hielt der Wagen vor der „achtunggebietenden Fassade". Der Bediente sprang ab und riß den Schlag auf. Ich hatte das Gefühl einer Ratte, die aus einer Drahtfalle herausgeschüttelt wird.

Der Ortspfarrer Hochwürden Crocks widmet dem Hauptportal von Schloß Eastherst neun schmückende Erläuterungen: „Ein großer gotischer Torbogen, gekrönt von den in Stein gehauenen Vibartschen Leoparden . . ." Ich will ihn nicht weiter zitieren. Lest sein Buch. Ihr werdet dann erfahren, daß eine Steinbrücke, welche die Zugbrücke früherer Zeiten ersetzt, sich über den alten Wallgraben spannt, der heute ein tiefliegender Garten ist. Gleicherweise sind große Türen an Stelle der früheren Fallgitter getreten. Eine dieser Türen schwang auf, als wir ausstiegen, und zwei livrierte Diener in Sammetkniehosen kamen auf uns zugestürzt. Der eine ergriff unsere Handtaschen, der andere geleitete uns mit Verbeugungen durch das Portal. Ich hoffte, er merkte nicht, daß meine Beine schlotterten. Betty sagte, sie habe es sehr wohl gemerkt.

Die Halle drinnen war kühl und in ein beschwichtigendes Halbdunkel gehüllt. Ich hatte einen undeutlichen Eindruck von einem weiten Raum, von riesigen Porträts, schweren Möbeln — zwischen den letzteren stand ein großer, würdevoller Herr im Frack, der mit langsamen, majestätischen Bewegungen herantrat, in etwa zwei Meter Entfernung von uns stehenblieb, sich elegant verbeugte und folgende Ansprache hielt:

„Herrn Pfarrers und Frau Denbecks Empfehlungen, gnädiger Herr und gnädige Frau, und der Tee wird um fünf Uhr im Blauen Salon gereicht, wenn ich Sie bitten darf." Dann, mit einer halben Wendung zu einem Diener: „Herne, zeigen Sie den Herrschaften ihre Gemächer."

Ohne ein Wort gingen wir hinter Herne drein. Die gewachsten Fußböden waren spiegelglatt, was mich zu kleinen schliddernden Schritten zwang, statt des aufrechten Schreitens, das zu der Umgebung gepaßt hätte. Auf dem oberen Absatz einer wuchtigen, dunkelpolierten Treppe erwarteten uns zwei Dienstmädchen. Sie schlossen sich der feierlichen Prozession an und geleiteten uns den Gang entlang.

Zuerst gelangten wir zu Bettys Schlafzimmer. Es war durchwegs in Blau und Weiß gehalten — blaue, seidenbespannte Wände, elfenbeinweiße Möbel und Vertäfelung. Der Tennisplatz im Hinterhof bei uns daheim hätte leicht in eine seiner Ecken hineingestellt werden können und doch wäre noch genug Platz für die beiden patentierten Kleiderpressen an den beiden anderen Enden geblieben. Indem wir unsere beiden Ankleidezimmer durchschritten, gemütliche Zimmer, von denen jedes etwa ein Viertel Tagwerk bedeckte, gelangten wir in mein Schlafzimmer. Wenn das von Betty groß war, was war dann meines! Seine Grundfläche war die eines Paradeplatzes. Ein dunkelgrüner Wandteppich hing von der Decke bis zu einer hohen Eichentäfelung herunter, und die mit Brokat überzogenen, reichgeschnitzten Möbel waren ebenfalls aus Eichenholz. Insbesondere das federgeschmückte, baldachinüberdachte Bett lenkte meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein Vierpfoster, so groß wie eine Blockhütte, und hatte ein mit Quasten und Straußenfedern verziertes, hölzernes Dach, das mich irgendwie an eine Kathedrale erinnerte.

Solange die Dienstboten da waren, versuchten Betty und ich so zu tun, als ob auf diesem Schlosse zu weilen und in solchen Räumen zu wohnen für uns durchaus die üblichste Sache von der Welt wäre. Innerlich freilich waren wir überwältigt. Die Größe von Schloß Denbeck, der Luxus, die Zahl der Bedienten, die gepuderten Lakaien in ihren Sammetkniehosen, die großen flackernden Kaminfeuer — alles das für selbstverständlich hinzunehmen, das

hatte unsere Erwartungen denn doch allzu weit übertroffen.

Als die Dienstboten fortgegangen waren, riegelte Betty die Tür ab, ging auf mich zu und stand einen Augenblick lang da und sah mich stumm an. Plötzlich fielen wir uns in die Arme.

„Ein Schloß!" rief sie. „Ein richtiges Schloß! Oh diese Schlafzimmer! Meines wurde für eine französische Marquise mit Tausenden und Abertausenden von Liebhabern erbaut und deines ist für einen König bestimmt, um darin von weinenden Höflingen und einem oder zwei Kavallerieregimentern umgeben zu sterben!" Sie deutete auf mein Bett. „Du wirst niemals darin schlafen können, niemals! Es sieht wie ein Bankgewölbe aus. Denke nur, ganz einfach in ein Schloß hineinzugehen, ohne daß einem der Spazierstock und der Photoapparat von einem uniformierten Aufseher abgenommen und aufbewahrt wird! Denk' doch nur, in einem Schloß herumzugehen, ohne schmale Läuferstreifen und Schutzseile!"

„Für mein Teil", sagte ich, „ziehe ich Läuferstreifen vor — sie verhüten das Ausgleiten." Ich meinte es ernst, aber Betty lachte, bis ihr die Tränen über die Wangen liefen. Und dann flatterte sie in ihrem Zimmer herum, untersuchte jeden Gegenstand und klatschte von Entzücken überwältigt in die Hände. Der Toilettentisch, der Waschtisch, der Schreibtisch mit seiner silbernen Garnitur, das riesige Himmelbett, die gerafften Vorhänge, die Batistkissen, die Chaiselongue mit einer auer darübergebreiteten zusammengefalteten Chinchilladecke — all das ließ Betty von einem Entzückungsausbruch in den anderen verfallen.

„Nun", schlug ich vor, „ich glaube, wir würden jetzt besser auspacken."

„Ja", sagte Betty, indem sie auf ihr Zimmer zuging, „mir ist, als müßte ich einen Fadenknäuel abwickeln, um wieder zurückzufinden."

Meine Handtasche war nahezu leer, als ein Klopfen an der Türe ertönte. Draußen stand ein Lakai mit einem langen Pferdegesicht, ernst wie das Grab. Er stand da, als warte er darauf, hereingelassen zu werden.

„Ich komme zu Ihrer persönlichen Bedienung, gnädiger Herr."

„Wollen Sie . . . hm . . . jetzt gleich damit anfangen?"

„Darf ich für Sie auspacken, gnädiger Herr?"

Also er wollte für mich auspacken! Ich hatte bereits ausgepackt, aber ich wußte sofort, es würde nicht angängig sein, ihn das wissen zu lassen.

„Sie können in ein paar Minuten wiederkommen", sagte ich in einer leichten. bestimmenden Art.

„Danke sehr, gnädiger Herr. Sehr wohl, gnädiger Herr." Er machte die Türe zu. Ich schob rasch den Riegel vor. Es war etwas Würdevolles an ihm, das mir nicht gefiel. Ich war froh, daß er mich nicht auf frischer Tat ertappt hatte. Ich packte alles hastig wieder ein und hatte gerade meinen Koffer zugemacht, als er wieder klopfte. Diesmal ließ ich ihn herein.

In undeutlicher Erinnerung an eine Romangeschichte, die ich gelesen hatte, in welcher der Held „lässig dem Kammerdiener seinen Schlüssel hinwarf", glaubte ich diesem Kammerdiener meinen hinwerfen zu sollen, aber etwas in seinem feierlichen Gesicht verbot es. Ich wählte den Mittelweg, ihm die Schlüssel mit nachlässiger Gebärde zu überreichen. Aber sie war zu nachlässig. Die Schlüssel fielen zu Boden. Wir bückten uns beide, um sie aufzuheben, und prallten hart mit den Köpfen zusammen.

„Bitte um Verzeihung, gnädiger Herr", sagte er. Aber ich wußte, daß er wußte, daß ich ihm das Bücken hätte überlassen sollen. Es war dumm von mir. Ich war ärgerlich: ärgerlich auf mich, ärgerlich auf den Diener, ärgerlich auf die Denbecks, die mich und meine Frau hatten glauben lassen, sie seien einfache Menschen wie wir. Mit welchem Recht hatten sie sich so bescheiden gekleidet? Es war eine Irreführung. Und jetzt dieses Schloß!

(Fortsetzung folgt.)

Mohammed findet Kadidja.

Eine Legende.

Man soll den wahren Kern von Legenden nicht bloßlegen wollen — sie lösen sich allzu leicht in Nichts auf.

Da ist zum Beispiel die morgenländische Geschichte vom tugendhaften Jüngling:

Er ging am Bachufer entlang, der Tugendhafte — viele Stunden — und verspürte Hunger: als ihm der Bach einen wunderschönen rotbackigen Apfel entgegentrug. Freudig langte der Jüngling mit einem Zweig ins Wasser, fischte den Apfel auf und biß herzhaft darein . . .

. . . . als ihm auch schon Gewissenszweifel aufstiegen: „Hatte ich das Recht, den Apfel einfach an mich zu nehmen? Nein, und dreimal nein. Wofern ich den ehrenden Beinamen des Tugendhaften auch fortan noch verdienen soll, muß ich den Eigentümer des Apfels um Vergebung bitten für meine eigenmächtige Tat."

Und der tugendhafte Jüngling wanderte bachaufwärts, unverdrossen — bis er am dritten Tag richtig jenen Baum entdeckte, davon der rotbackige Apfel gefallen war: einen Baum, dessen Zweige fruchtschwer in das Wasser hingen — an Gartens Rand, in weltferner Einsamkeit.

Der Jüngling fragte nach dem Grundherrn und erfuhr: es gebe im Dorf keinen ehrbareren Mann als ihn; suchte ihn auf und berichtete ihm sein Erlebnis; reichte ihm einen Beutel Gold und sagte ihm:

„Nimm aus diesem Beutel so viel du willst, und verzeihe mir!"

„Ich brauche dein Geld nicht," antwortete der Grundherr, „ich werde dir auch nicht verzeihen."

„Wenn dir die Summe nicht genügt — ich will sie gern verdoppeln."

„Gib mir alles Gold der Erde, so wird es nicht genügen. Du kannst meine Nachsicht nur auf die einzige Art verlangen: Ich habe eine Tochter — ein Mädchen ohne Augen, Mund und Arme; wenn du sie heiratest, vergebe ich dir das Unrecht, das du mir angetan hast, als du meinen Apfel nahmst."

Der Jüngling war einverstanden — und sie gingen zum Kadi.

Als die Ehepakte aber aufgesetzt waren und besiegelt, führte der Alte dem Jüngling seine Tochter zu. Sie war stattlich, sie war schön — sie hatte leuchtendschwarze Augen, runde Arme, einen bezaubernd roten Mund.

„Vater," sprach der Jüngling, „du hast mich betrogen."

„Nein, geliebter Sohn! Ich sagte, sie hätte keine Augen: weil sie noch keinen Mann gesehen hat; keine Arme: weil sie noch keinen Mann umfing; keinen Mund: weil sie noch niemand küßte. Gesegnet sei mein Apfel — gesegnet meine Tochter! Du bist nicht ein Mensch, wie die anderen auch — du bist ein Bevorzugter auf der Welt in deiner Rechtlichkeit. Dir werden sich Millionen beugen, und die Kaiser und Könige werden sich von den Thronen erheben, wenn sie deinen frommen Namen nennen."

Die Prophezeiung des Alten hat sich erfüllt. Denn der tugendhafte Jüngling war niemand anderer als Mohammed.

— — — So weit die morgenländische Legende.

Doch wieviel ihrer Poesie bleibt dir in der Hand, wenn du den wahren Kern bloßlegst?

Kadidja, das Mädchen dort des Alten mit dem Apfelbaum, lebte einsam-fern auf dem Lande. Sie hatte keinen Verkehr. Mußte ihr da nicht der Erste recht sein, der daherkam?

Der junge Mann mit seinem hypertrophisch entwickelten Rechtsempfinden war ja sicherlich verstiegen. Doch vierundzwanzig Jahre alt, wohlgewachsen — wie es schien, aus gutem Hause; bemittelt — denn er warf einen Beutel Gold hin für etwas Obst. Man wird sich ihn schon ziehen . . . . .

Was aber am schwersten wog: Kadidja war vierzig, als sie Mohammed kennen lernte. Mit vierzig überlegt man nicht lang . . . .

— — — Ich habe diese Betrachtung keineswegs angestellt, um meine Frivolität an einer hübschen Überlieferung zu wetzen. O nein — auch ich hänge heimlich der Romantik nach . . . .

Wenn ich eine Legende zerstörte, geschah es, um euch, Mädchen von heute, zu sagen: daß sich auch in alter, verklärter Zeit die Ehen nicht im Sphärenlicht, bei Engelschören, schlossen; daß man auch damals nicht unter Ausschaltung der Vernunft zu einem Manne kam.

R. R.

Unendlicher Himmel.

Skizze von Stry zu Eulenburg.

Drei Freunde, Männer, deren Leben reich war an Erfahrungen, die schon viel von der Welt gesehen hatten, waren sich einig darüber, daß zu dem Kostbarsten unter dem Schönen, dessen ein Mensch in seinem Leben auf dieser Erde teilhaftig werden kann, jene Augenblicke zählen, in denen er in stiller Versunkenheit zu der Unendlichkeit des Himmels aufschaut.

„Ich sollte gar nicht erst den Mund aufmachen", sagte der Kapitän, der bejahrteste der drei Freunde, lachend. „Denn das, was einem Seemann, der immer nur Wasser und wieder Wasser sieht, der Himmel bedeutet, kann er keinem anderen Menschen auch nur annähernd sein."

Der Dichter, der dem Kapitän gegenüber saß, widersprach: „Auf seine Art, ja, mag der Seefahrer die Unermeßlichkeit des Himmels empfinden; denn liegt vor ihm nicht auch das Meer in seiner Ausdehnung, die grenzenlos scheint? Wo aber gleich zwei, so in derselben Weise Gewaltige wie der Himmel und das Meer nebeneinander stehen, kann der Eindruck, den der eine hinterläßt, nicht mehr so vollkommen sein wie der, wo allein der Himmel als Unendliches steht: über der Erde. Und deshalb sage ich, daß die Kostbarkeit meines Erlebens, das mir der Himmel als einem Menschen schenkte, der in der Enge großer Städte, den tiefen dunkeln Schächten ihrer Straßen, in einem Labyrinth aus Wänden und wieder Wänden manchmal dem Ersticken nahe war, größer ist als die deiner Erlebnisse, Kapitän.

Es ist schon, etwas Wahres daran", schloß er, „das Herz jedes Menschen, mag es noch so schwer sein, muß — und wenn es nur für Sekunden ist — beim Anblick der Größe und Weite des Himmels wieder leicht werden."

Der jüngste der drei Freunde war ein Baumeister und sah eine Weile sinnend vor sich hin.

„Ich weiß nicht", begann er darauf stockend, „ob das, was ich erzählen will, ganz genau hierher gehört, denn es war immer nur die Rede vom großen, unendlichen Himmel. Freilich war auch der Himmel, an den ich jetzt denke, der gleiche, einzige, der über dieser Erde steht, und trotzdem — —

Ich habe immer geschwiegen, so oft ihr mich danach fragtet: Wann und wo ist es geschehen, das mit deinem Fuß? Ihr wißt ja, hier, der rechte, der nur noch ein Klumpen ist! Aber jetzt will ich es euch sagen.

Also das war in Frankreich, im Süden nahe bei Arles. Man hat dort noch die ganz tiefen Ziehbrunnen. Der, von dem ich rede, taugte nichts mehr, hatte sein Wasser verloren, war auch schon im Verfallen. Aber man wollte wieder etwas aus ihm machen. Und dazu hatte man mich geholt. Gut, sagte ich zu den Bauern, ich werde mir den Brunnen ganz genau anschauen, ob sich die Arbeit noch lohnt. Ich prüfte ihn genau, zu genau, denn plötzlich gaben ein paar Steine nach, und es war aus mit mir. Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich tief unten — wohl fünfzehn Meter mögen es gewesen sein — am Grunde des Brunnens. Staunte zuerst, daß ich noch lebte und sogar, außer ein paar Beulen und Abschürfungen, nichts weiter abbekommen hatte. Aber wie sollte ich nun wieder hinauf? Ich sah ein, es war unmöglich ohne fremde Hilfe! Also wartete ich. Was in meiner Lage „warten" hieß, das brauche ich wohl nicht erst breit ausmalen. Ich sage nur: zwei Tage, drei Tage. Ich hatte Zeit, mein Gefängnis so genau kennen zu lernen, daß ich selbst noch mit geschlossenen Augen jeden einzelnen Stein der verfallenen Mauer sah. Auch den einen großen Stein, der nur drei Meter über mir sich jeden Augenblick lösen konnte und im Herabfallen genau meinen rechten Fuß treffen mußte. Das heißt, ihn treffen mußte, wenn ich ihn nicht zurückzog."

„Um Himmels willen, aber warum hast du den Fuß nicht weggenommen, ihn dir zerschmettern lassen?" riefen die Freunde bestürzt.

„Ja, warum habe ich darauf gewartet, bis der Stein den Fuß zermalmte? Man könnte auch sagen, warum habe ich ihn mir selbst abgeschlagen?

Hätte ich den Fuß zurückgezogen; ein ganz klein wenig hätte ich dann auch die Lage meines Körpers verändern müssen. Und diese geringe Veränderung hätte dazu geführt, daß jenes „eine" meinem Blick entschwunden wäre.

Das „eine", das nicht größer war als hier die Fläche meiner Hand. Ein winziges Stückchen Himmel, unter Tag fast farblos oder nur wie ein Hauch von Blau; und nachts nur ein matter Silberschimmer mit einem einzigen Sternchen in der Mitte.

Ja, so klein war dieser unendliche Himmel geworden; und dennoch — er blieb auch in dieser Winzigkeit oder wurde gerade durch sie noch mehr zu dem Gewaltigsten, Kostbarsten und Schönsten, das das ich jemals sah. Stunde um Stunde blickten meine Augen dem Himmel entgegen, mit letzter Kraft offen gehalten, brennend weh entzündet und tränend; aber selbst über die Schmerzen hinweg und die Trübung der Tränen hindurch drang mein Blick zu ihm auf. Und diesem Blick verdanke ich es, daß ich heute noch lebe, noch nicht verhungert und nicht irrsinnig war, als man mich nach vier qualvollen Tagen und Nächten mit zerschundenem Fuß aus dem Brunnen zog."

Ein Ferientag.

Schweben im Geweb der Stille,
aufgeschichtet ist das Heu,
Musika macht eine Grille,
und ich lieg im Gras dabei.

Strohhalm zwischen meinen Zähnen
kaue ich gedankenlos,
droben ziehen Wolkensträhnen
durchs Gewölbe riesengroß.

Manchmal schließe ich die Lider,
doch die Luft ist voll Getön,
langsam öffne ich sie wieder,
ach, wie ist die Erde schön!

Wiese, Wald und Wolkenfahne,
roter Mohn und gelber Lein
fahren mit im Sonnenkahne
in den Ferientag hinein.

Hermann Baumann.





„Was, Mama, hast du etwa jeden Abend bei der Lampe gelesen? Das ist ja die Höhensonne!"

Zakład graficzny i miejsce odbioia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmann T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 18.
Odpowiedzialny redaktor: w zast. Arnold Ströse.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.